Karl May und die Kunst / Von Werner Schmitz

Gar mancher, der diese Worte liest, wird befremdet das Blatt aus der Hand legen. – „Was hat Karl May mit Kunst zu tun?“ wird er fragen. „Ist doch alles Kolportage, nichts als übelste Kolportage, bestenfalls spannende Unterhaltungsliteratur ...“ – An diese wenden sich diese Zeilen nicht. Wo Hochmut ist, da ist Vorurteil, und wo Vorurteil ist, da kann keine Gerechtigkeit gedeihen. – Gewiß, auch dort, wo Liebe und Verehrung blühen, droht die Gefahr der Einseitigkeit, Gefahr der Überwertung aus Verehrung und Zuneigung. Alle Gefahren, die aus einem Überschwang von Bejahung keimen, sind der zerstörerischen Mächte bar, deren Unheil-Schatten aber immer um Verneinung und Ablehnung aus Einseitigkeit wittern.

Karl May, der traumhaft schuf, gab sich in der Hoch-Zeit seines Wirkens (1876–1900) keine Rechenschaft über verwandte Kunstmittel. Für ihn gab es nicht dieses oder jenes System, nach dem er gestaltete. Er schrieb, wie’s ihm ums Herz war. Er preßte seine Gesichte und Schauungen nicht in ästhetische Schnürleiber, die ihre Lebendigkeit gemordet hätten und seine ewig schöpferische Phantasie erwürgt ... „Ich schreibe nieder, was mir aus der Seele kommt, und ich schreibe es so nieder, wie ich es in mir klingen höre. Ich verändere nie, ich feile nie. Mein Stil ist also meine Seele, und nicht mein „Stil“, sondern meine Seele soll zu den Lesern reden ...“ Deshalb atmet uns diese unvermischte, reine Natürlichkeit aus allen Büchern des Dichters entgegen. Wir vernehmen Naturlaute und schauen die überglänzten Bilder erlebter Landschaften und Himmelsstriche, und all das ist als freies Lied gestaltet, unbeschwert von einem „Wissen um die künstlerischen Ausdrucksmittel“, deren manche er gänzlich unbewußt handhabt – ganz in sich versunken –, halb wach, halb träumend – wie ein Kind, das mit einem Tonklumpen spielt und versonnen ihm die Form eines menschlichen Leibes geben will.

Ein kurzes Beispiel für dieses nachtwandlerische Gestalten will ich anführen. Platen und Rückert bemühten sich um die Eroberung orientalischer Maße für die deutsche Sprache, wie sie Goethes Angleichungsversuchen überragend gelang in den Büchern des „Westöstlichen Diwans“. Karl May verzichtet auf die Nachahmung von Gaselen oder Rubais. Aber in den von der Literatur so bemängelten Jamben der Fantasie „Babel und Bibel“ – in den so sehr verlästerten Wiederholungen –, tönt gaselenhafte Monotonie morgenländischer Poesie auf, – meisterhafte Nachbildung orientalischer Wüstenlieder (Man vergleiche auch die Fragmente „Schetana“, „Weib“, „Wüste“!) – Melodie aus Tausend- und-einer-Nacht ...

Einmal jedoch hat Karl May seine Gedanken über die Kunst und sein Verhältnis zu ihr in Briefen niedergelegt. Es sind die „Briefe über die Kunst“ aus den Jahren 1906/07 – an den Schriftleiter des „Kunstfreundes“ – Leopold Gheri – gerichtete Schreiben. Sie sind leider sehr wenig bekannt. Wer sich nun aber der Mühe unterziehen würde, sie im Nachlaßbande „Ich“ nachzulesen, der würde ob des hohen Kunstethos Karl Mays erstaunt sein.

Damit habe ich schon angedeutet, daß Karl Mays Kunstideal kein ästhetisches (schönheitsseliges), sondern ein ethisches (sittliches) ist. Mit Michelangelo, dem großen Bildhauer und Maler der italienischen Renaissance, ist Karl May der Überzeugung, daß das „Vaterland der Kunst der Himmel ist“. – „Die Kunst hat die Mißtöne des Erdenlebens in Wohlklang aufzulösen“ und „die verlorene Erinnerung an Himmlisches, an Ewiges, uns zurückzugeben.“

Kriterium für die wahre Berufung zum Künstlertum ist dem Dichter ein Ungenügen an der rein äußerlichen Darstellung innerer Schauungen, mag die Form noch so elegant und bestrickend sein, – und ein Streben um Beseelung und Durchblutung des Werks, denn ... „nur aus diesem seelischen Miterleben heraus entwickelt sich jene unwägbare, ich möchte sagen, himmlische Schöpferkraft, die das Werk des Meisters durchgeistigt und verklärt und als sicherstes Zeichen gelten darf, daß er ein wirklicher und wahrer Künstler ist ...“

Auch um das ewig schöpferische Leid des wahren Künstlers weiß Karl May, um sein Ringen mit einer verständnislosen Umwelt, um seinen Kreuzweg, sein Golgatha, – aber auch um seine Auferstehung und Verklärung. Er ist die gleiche Straße hingezogen, hat ihre ganze Bitterkeit durchkostet, – wir, die wir damals kaum die Augen aufgeschlagen hatten, erleben nun die Verherrlichung.

Solchen Forderungen an den künstlerisch-schöpferischen Menschen entsprechen auch die an das Werk. „Rein, erhebend und heilig wie ein Gebet sei das Kunstwerk!“ Das ist das Höchste, was verlangt werden kann, und aus dieser idealistischen Haltung heraus wird auch die Wahl des zu gestaltenden Gegenstandes bestimmt. Karl May sieht also Mißbrauch heiliger Schöpferkräfte, Entweihung des Tempels, wo das

Verbrechen verherrlicht wird im Gewand adeliger Formen. „Es ist richtig, daß es eine „Kunst des Häßlichen“ und sogar eine „Kunst des Bösen“ gibt, – aber, daß eine Kunst das Häßliche will, ist unmöglich!“

Damit wendet sich Karl May gegen die Kunst, die vor den Grenzen des Schönen nicht stehenbleibt. Wieder und immer wieder betont er: „Die wahre Kunst ist stets gesund und keusch, niemals verbrecherisch oder gar verderbt ... Sie ist die Hohe, die Reine, die unerreicht Edle, die wirkliche Königin, – nicht die abstoßende lüsterne Dirne, die geschminkte Beherrscherin des Tingeltangels ...“ Und er wirft den Schöpfern solch entarteter „Werke“ Unfähigkeit zu Vollkommenerem vor: „Das ist aufregend, das ist zeitgemäß, das ist lohnend, und vor allen Dingen – das ist leicht ...“

Was Karl May, der vorwiegend romantisch bedingte Künstler, für alle Kunst erstrebt, ist Harmonie, klassische Vollendung, – Ründe. So kann ihm auch lebendige Realistik, blühende Darstellung der Fülle des Lebens, nicht voll genügen. „Die Kunst gibt ihren Lieblingen nur höchst selten die Erlaubnis, rein Irdisches auch nur rein irdisch darzustellen, ohne es in Schönheit einzutauschen und ihm dadurch eine versöhnliche Färbung zu geben!“

Und noch ein kurzes Wort über die so oft zu Unrecht geringschätzig beurteilte Sprache Karl Mays will ich sagen. Man pflegt gewöhnlich einen Künstler nicht nach seinen schwächsten Werken zu bewerten. Warum macht man bei Karl May eine Ausnahme und zieht wegen mancher Partien niedrigeren Sprachniveaus über seinen Ausdruck im allgemeinen her? – Ich möchte bei dem frühen Karl May auf die „Geographischen Predigten“ und das „Geldmännle“ hinweisen, bezüglich des mittleren May auf die Sterbeszene des Rih im Anhang des „Schut“-Bandes und endlich, was die Werke des Alters betrifft, auf die Visionen in „Am Jenseits“ und den zweiten „Dschinnistan-Band“. Wer bei der Lektüre der angegebenen Stellen nicht von ewigen Hauch dichterisch durchbluteter Sprache berührt wird, dem geht jedes Empfinden für das ur-gestaltete Wort ab. Dem fehlt jedes Organ zur Aufnahme gewachsener Dichtung.

Aus: unbekannt, ca. 1943.

Werner Schmitz (Lebensdaten unbekannt)